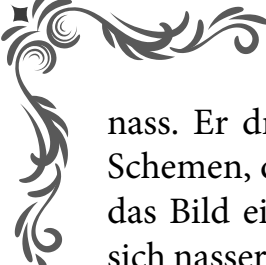




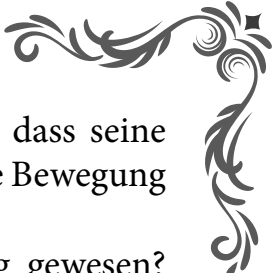
Prolog - Das Erwachen

Das sanfte Rauschen der Wellen schob sich langsam in die Gedanken des Mannes und schwemmte die Dunkelheit der Ohnmacht hinfort. Das eiskalte Meerwasser ließ seine nackten Füße und Zehen erzittern. Eine leichte Bläue überzog die schrumpelige und zerknitterte Haut. Schwerfällig bewegte er die Lippen, schmeckte das Salz des Ozeans und lauschte in seinen Körper hinein. Die Kälte war allgegenwärtig, schubweise kroch das Zittern durch seine Gliedmaßen, während er versuchte, vorsichtig die Lider zu öffnen. Die Wimpern waren verklebt und er blinzelte in die ungewohnte Helligkeit des Tages. Düstere Wolken hingen tief am Himmel und ließen die Sonne nur erahnen. Es war ein Tag, der wie ein Spiegelbild des einsamen Mannes schien. Nebulös, kalt und




nass. Er drehte den Kopf ein wenig und aus den Schemen, die ihn umgaben, formte sich allmählich das Bild eines Strand. Um ihn herum befanden sich nasser Sand, die grauen Wogen des Meeres, die immer wieder sanft ausliefen, und eine Küste aus kantigen und schroffen Felsen. Der Wind wehte mild, kitzelte ihn und fuhr sanft durch seine Haare. Er stöhnte leise auf, als er die Muskeln anspannte und sich vom feuchten Untergrund hochdrückte. Der salzige Geschmack auf der Zunge störte ihn, daher sammelte er ein wenig Speichel in seiner vertrockneten Mundhöhle und spuckte ihn aus. Sein dünner und ausgemergelter Leib bebte, als er sich aufsetzte.

Wo war er? Er legte die Hand an seinen Kopf, hoffte, dem pochenden Schmerz so ein wenig Linderung zu verschaffen, und setzte den Fuß vorsichtig auf. Es kostete Kraft, es tat weh, aber trotz des aufkeimenden Schwindels gelang es ihm, sich aufzurichten. Er schüttelte sich frierend und sehnte sich ein wenig Wärme in dieser unwirtlichen Gegend herbei. Mit seinen eisblauen Augen, die ebenso kalt erschienen wie dieser Ort, begutachtete er seinen Körper: Schrammen, Flecken, doch alles in allem nichts, was ihm Sorgen bereiten müsste. Die steifen Knochen ächzten unter der Belastung. Die raue Kühle und die wahrscheinlich lange Zeit, die er hier am Strand lag, hatten ihre Wirkung



gezeigt und so wunderte es ihn nicht, dass seine Gelenke sich nun gegen die ungewohnte Bewegung wehrten.

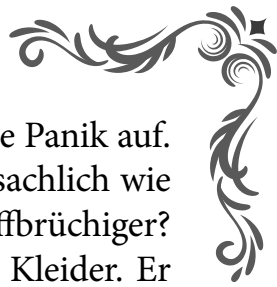
Wie lange war er wohl ohnmächtig gewesen? Wie lange hatte er dort gelegen und vor allem: weshalb? Er hob zitternd das Kinn, überprüfte die Umgebung und wünschte sich ein Anzeichen von Leben herbei. Aufmerksam suchte er die nahe Gegend nach einer Hütte, einem Unterstand oder auch nur einer Straße ab. Leider vergebens. Nachdenklich fuhr er über sein Kinn, strich durch feine Barthaare und schob die Überreste des feuchten Sandes aus der Behaarung. Die Leere um ihn schien nach ihm zu greifen und sammelte ihre Kräfte, nur um ihn letztendlich zu erdrücken. Seine blau verfärbten Lippen vibrierten fröstelnd. Er verschränkte die Arme vor der Brust und rieb seine Hände kräftig über die nackte Haut mit der Hoffnung, die stechende Kühle zu vertreiben. Viel dringender kämpfte sich aber etwas anderes tief aus seinem Herzen empor und traf ihn unvorbereitet hart. Die Leere hatte seinen Geist ergriffen und nun zeigte sich diese Erkenntnis – formuliert in einer Frage: Wer war er? Tiefschwarze Dunkelheit belagerte seine Erinnerung. Kein Name, noch nicht einmal Konturen und erst recht keine Bilder tauchten auf, nichts war mehr vorhanden, was ihm hätte Halt geben können. Er schluckte und



die Bitterkeit seines Schicksals drängte sogar den allgegenwärtigen Geschmack des Meersalzes hinfort.

Langsam tat er einen Schritt nach vorne und versuchte, Ordnung in das Chaos in seinem Kopf zu bringen. Ein endloser schwarzer Strudel verschlang jedes noch so kleine Bild. Jedes Fragment, das sich anschickte, in sein Bewusstsein einzukehren, wurde in tiefe Finsternis hinabgesogen. Nach und nach hinterließ er Fußspuren im Sand – die einzigen Erinnerungen, die er in diesem Moment sein Eigen nennen konnte. Seine dünnen Finger bohrten sich tief in seine verschränkten Arme, sie krampften vor Kälte, die ihn von innen und außen einnahm. Schritt um Schritt, den Rücken ein wenig gebeugt, erzeugte er immer weitere Spuren. ›Ihr Götter, was habe ich getan, wenn ihr mir nicht einmal meinen Namen lasst‹, dachte er. Wie alt war er? Hatte er eine Familie? Weshalb war er nackt? Die Menge an Fragen überflutete seine Gedankenwelt und zog sich, wie die Wellen am Strand, ein wenig zurück, doch mit jeder Woge kamen neue Rätsel auf, die fortan wieder in Erinnerungslosigkeit verschwanden.

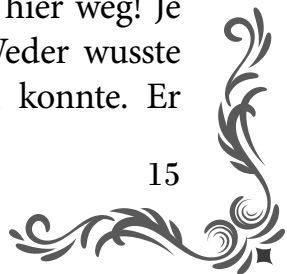
Er schleppte sich mehr, als dass er lief, und blickte erneut zurück auf die graue, schier endlose See. Die eisige Temperatur hatte einen neuen Verbündeten mitgebracht: die Angst. Ein Gefühl von Verlorenheit breitete sich in ihm aus. Mühsam kämpfte er die

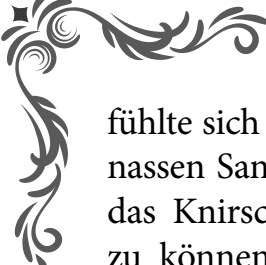


Emotionen nieder. Aus der Angst keimte Panik auf. Dennoch versuchte er, die Situation so sachlich wie möglich zu analysieren: War er ein Schiffbrüchiger? Doch dann hätte er immer noch seine Kleider. Er trug einen Bart, aber ob dieser sauber gestutzt war, konnte er nicht erföhlen. Seine Haare gaben ihm auch keine weiteren Hinweise, sie hingen durcheinander von seinem Kopf herunter.

Schwarze Wolken zogen sich über dem Ozean zusammen und stoben in Richtung Küste. Der Himmel leuchtete grell auf, ein einzelner, zart verästelter Blitz schlug ins Wasser ein und ließ nur wenige Atemzüge später ein Donnern über den Strand grollen. Der schwächliche Mann zuckte zusammen, wandte kurz den Blick ab, um im nächsten Moment wieder auf die offene See zu schauen. Dunkelschwarze Fäden von drohenden Regenschauern hingen über den Wellen und deutlich konnte man erkennen, wie sie näherkamen. Die Meeresfläche, die durch die Regentropfen aufgeraut wurde, näherte sich unheilvoll dem Strand. Es wirkte, als würde sich das Wasser bewegen, aber es waren die Tropfen, die aus den finsternen Wolken fielen.

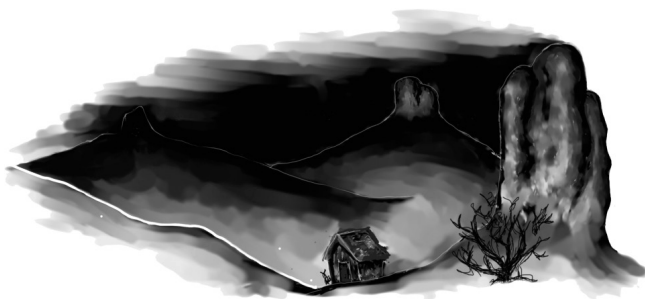
Der Wind frischte auf, die Wellen wurden wilder und unbändiger. Ein Sturm kündigte sich an, gewaltig und unaufhaltsam. Er musste hier weg! Je schneller, desto besser. Nur wohin? Weder wusste er, wo er war, noch wohin er gehen konnte. Er





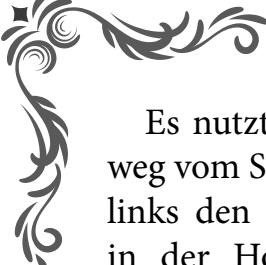
fühlte sich schwach und jeder Schritt im tiefen und nassen Sand war eine Qual. Einige Male meinte er, das Knirschen seiner Kniegelenke deutlich hören zu können, biss sich jedoch auf die Lippen und ignorierte den bitteren Schmerz, der durch seine Venen strahlte. Er versuchte zu sammeln, was er wusste: Nackt war er an den Strand gespült worden. Seine Haut war aufgequollen, woraus er folgerte, dass er einige Zeit im Wasser verbracht haben musste. Eine Spur im Sand hatte er nicht gesehen, daher konnte er davon ausgehen, dass niemand ihm die Kleider genommen hatte, als er bewusstlos war. Alles lief also in eine elementare Frage hinaus: Wie war er nackt ins Wasser geraten? Kälteschauer rissen ihn schmerzhaft aus den Gedanken, aus der Suche nach dem, was gewesen war, und zogen ihn brutal zurück in das Hier und Jetzt. Es war eisig kalt, der Wind wurde immer einschneidender, Platzregen drohte und ein Sturm plusterte sich machtvoll auf. Seine gesamten Sehnsüchte konzentrierten sich in diesen Sekunden nur auf ein einziges Ziel: Wärme. Er benötigte Kleider und einen Unterschlupf.

Viel Zeit blieb ihm nicht. Er schwankte leicht, als er beschwerlich den Strand hinaufschritt. Hinter ihm verdunkelte sich der Himmel immer bedrohlicher und über der See hatte der Sturm bereits begonnen.

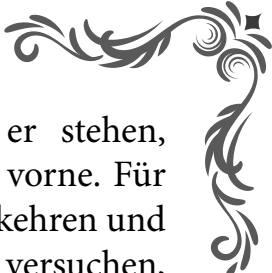


Kapitel 1 - Die Hütte

Die letzte Nacht hatte Spuren hinterlassen. Niedergekauert auf nacktem Fels, war er den Mächten der Natur ausgeliefert und spürte die unbändige Wut der Elemente. Unweit des Strandes hatte er eine kleine Höhle gefunden, die ihm immerhin groben Schutz vor dem unerbittlichen Regen bot. Frierend war er im fahlen Licht eines neuen Tages aufgewacht. Er blickte hinaus auf das Meer, welches sich wieder beruhigt hatte. Noch immer hatte er keinen anderen Menschen gesehen, noch immer war er allein. Angeschlagen stand er auf, schluckte schwer und verspürte Durst. Die grauen Wolken am Himmel kündigten erneuten Regen in Kürze an. Immerhin gab es damit Hoffnung auf Wasser, auch wenn er nicht wusste, wie er es sammeln sollte.

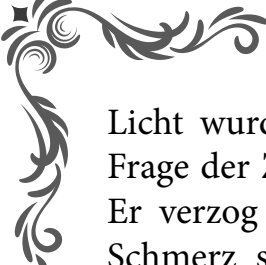


Es nutzte nichts, er musste weg aus der Höhle, weg vom Strand. Lethargisch schaute er rechts und links den schier endlosen Küstenverlauf entlang, in der Hoffnung ein Zeichen von Zivilisation zu entdecken. Es war und blieb aussichtslos. Er entschied sich für links, da es ihm dort ein wenig freundlicher erschien und die Wolken etwas heller waren als auf der rechten Seite. ›Wenn doch nur die Sonne schiene‹, dachte er, und sehnte sich nach den belebenden Strahlen der brennenden Scheibe am Himmel. Sein gesamter Körper schmachtete nach Leben, nach Wärme und Behaglichkeit. Er musste weiter, je schneller, desto besser, doch er wusste nicht, wie weit er noch laufen musste. Sein Blick war nach unten gerichtet und er beobachtete seine Füße, wie sie nackt über die Kiesel und Felsen schritten, die oberhalb des Sandstrandes lagen. Der Wind war nicht mehr so bissig wie gestern, aber das war unerheblich, denn entblößt wie er war, fror er erbärmlich. Intensiv konzentrierte er sich auf jeden Schritt, jeden Atemzug und hatte dabei nicht einmal mehr Zeit, über die Tatsache nachzudenken, dass er nackt war. Im Gegenteil. Er hätte sich gefreut, wenn er eine fremde Seele getroffen hätte. Wie lange er der Küste gefolgt war, konnte er nicht sagen. Auch am Stand der Sonne konnte er sich nicht orientieren, die Helligkeit des Tages war durch die graue Wolkendecke stets

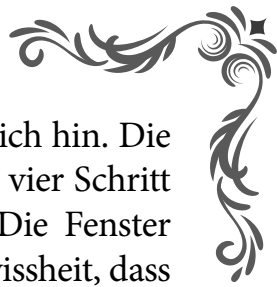


gleich gering. Unentschlossen blieb er stehen, schaute zurück und dann wieder nach vorne. Für einen Moment zog er in Betracht umzukehren und in der anderen Richtung sein Glück zu versuchen, aber dann blieb er bei seiner Entscheidung. Zu viel Zeit war vergangen und somit ging er weiter. Sein Schicksal lag vor ihm. Es fing wieder an zu regnen und er streckte die Zunge heraus. Er legte den Kopf in den Nacken und reckte seinen Mund dem Himmel entgegen. Es waren nur Tropfen, aber sie gaben ihm immerhin das Gefühl, ein wenig getrunken zu haben. Dennoch blieb der Durst und mit dem fortlaufenden Tag drängte sich zusätzlich Hunger auf. Sein Magen knurrte. Er entschied sich, die Küstenlinie zu verlassen, bestieg eine der Dünen mit ihren ausgedörrten Gräsern und suchte das nahe Umland weitestgehend ab. Ein letzter Blick zurück auf das Meer, dann ging er weiter in Richtung Landesmitte. Irgendwann musste der Sand, samt der Gräser, die auf ihm wuchsen, weniger werden und mit Glück würde er ein paar essbare Wurzeln oder Beeren finden. Die scharfen Kanten der Pflanzenblätter schnitten in seine Füße, sie brannten und machten jeden Schritt nur noch mehr zur Tortur.

Er bibberte und blickte kritisch in Richtung des Himmels. Der Regen strömte unaufhörlich, zwar nicht mehr so stürmisch, aber stetig und kalt. Das



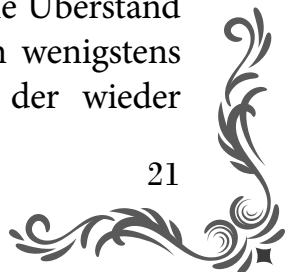
Licht wurde weniger und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die nächste Nacht hereinbrach. Er verzog das Gesicht, als er schluckte und ein Schmerz seinen Körper durchzuckte. Umsichtig massierte er die müden Muskeln, erhoffte sich zudem ein wenig Wärme davon, und dann sah er es: Ein wenig versteckt in der Senke einer Düne konnte er den hölzernen Bau einer kleinen Hütte ausmachen. Sie schien nicht groß zu sein, aber das kümmerte ihn wenig. Eine Hütte versprach in diesen Augenblicken mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. Im schlechtesten Fall fand er Schutz vor Wind und Wetter, im besten sogar Nahrung und Kleidung. Sein Gemüt hellte sich sichtlich auf und so vergaß er schnell das Brennen seiner Fußsohlen, die langsam durch die Felsen und scharfkantigen Gräser immer mehr zu bluten begannen und rötliche Spuren hinterließen. Je näher er kam, desto sicherer wurde er, dass die Hütte verlassen war oder zumindest sich der Besitzer zurzeit nicht dort aufhielt. Was ihm lieber war, konnte er nicht sagen. Beide Möglichkeiten bargen Hoffnung und Risiko zugleich. Ohnehin hatte er keine Wahl. Eine weitere Nacht bei Wind und Regen würde ihm weitere Kräfte rauben, die er schlicht nicht mehr besaß und so trieb er sich selbst zur Eile an. Der Wind piffte wieder stärker und das Donnern der Wellen, die gegen die Klippen schlugen, brauste aus der Ferne deutlich hörbar zu ihm. Nur

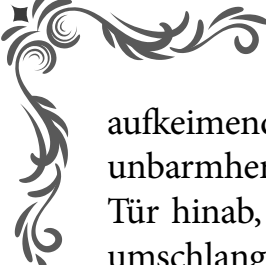


der Regen rieselte weiter gemäßigt vor sich hin. Die Hütte war nicht groß. Sie maß vielleicht vier Schritt in der Länge und drei in der Breite. Die Fenster waren vernagelt und gaben ihm die Gewissheit, dass hier sicher niemand mehr wohnte. Das Dach schien noch intakt zu sein und damit hatte er die Aussicht auf eine Nacht im Trockenen. Erleichterung floss durch den geschundenen Leib und voller Hoffnung legte er die Finger um den Türknauf.

Nichts geschah. Er rüttelte, versuchte es mit ein wenig mehr Kraft, aber bis auf ein Geklapper, welches durch die einbrechende Nacht tönte, passierte nichts. Er runzelte die Stirn und ging einmal um die Hütte. Mit wachen Sinnen suchte er nach einer anderen Möglichkeit. Frustriert landete er wieder vor der einzigen Tür. Erschöpft stemmte er sich gegen sie, doch nichts geschah. Er ging ein paar Schritte zurück, nahm Anlauf und warf sich gegen das Holz, doch wieder geschah nichts. Verzweiflung breitete sich in ihm aus, nährte sich von seinen Ängsten und schwoll an wie eine Zecke.

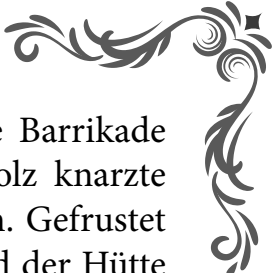
Der Regen nahm an Intensität zu. Dicke, fast eisige Tropfen klatschten auf seine nackte Haut. Hektisch schaute er sich um und suchte nach etwas, was ihm helfen könnte, aber vergebens. Er drückte sich eng an die Tür. Er hoffte, der kleine Überstand des Daches würde ausreichen, um ihn wenigstens vor dem Regen zu schützen, doch der wieder



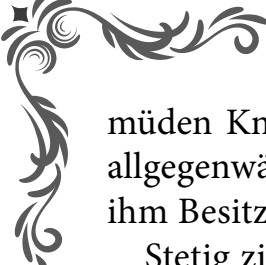


aufkeimende Wind peitschte ihm die kühle Nässe unbarmherzig entgegen. Frierend rutschte er an der Tür hinab, kauerte sich am Boden zusammen und umschlang seine angezogenen Beine mit seinen Armen. Den Kopf hielt er verborgen und er keuchte schwer atmend.

Nein! Aufgeben kam nicht in Frage. Er rappelte sich wieder auf, ging ein paar Schritte zurück und rannte auf die Tür zu. Es krachte, der Schmerz schoss durch alle Gliedmaßen und trieb ihm die Tränen in die Augen, aber die Tür hielt. Er schüttelte den Kopf, nahm erneut Anlauf und wieder rumste es, doch die Tür gab immer noch nicht nach. Sie ließ nicht den leisesten Hauch einer Hoffnung zu. Nahe der Verzweiflung schlug er mit der blanken Faust gegen die Tür. »Öffne dich«, krächzte er heiser und es klang schon beinahe wie ein Wimmern. Er sammelte seine letzte Kraft und versuchte, sich zu konzentrieren. Er musste überlegt handeln. Seine Finger tasteten den Rand der Tür ab. Sorgsam untersuchte er die Scharniere, den Knauf, aber nichts gab ihm den Hinweis einer Schwachstelle. Es konnte nicht sein, dass er kurz vor seiner Rettung zu scheitern drohte! Er humpelte zum nächsten Fenster. Die Füße schmerzten, die Schnitte hatten sich noch nicht geschlossen und brannten. Er packte eine der Latten, die die Öffnung versperrten, und zog daran. Nichts geschah. Er setzte den Fuß



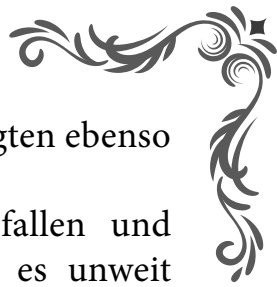
an die Wand, stemmte sich gegen die Barrikade und spannte die Muskeln an. Das Holz knarzte unter der Last und hielt am Ende doch. Gefrustet schlug er mit der Faust gegen die Wand der Hütte und fluchte leise. Sein Blick ging gen Himmel, wo sich die Wolken immer dunkler zusammenballten. Die Luft war schwer und man konnte meinen, sie schmeckte nach Schwefel. »Nicht schon wieder ein Gewitter«, schickte er ein kurzes Gebet an die Götter. Er ging zurück zur Tür, rüttelte zum wiederholten Male am Knauf, nur um erneut festzustellen, dass er nicht hineinkam. Drohend grollte das Donnern aus der Ferne heran. Der Regen nahm weiter an Intensität zu und er wurde kälter. Die Tropfen trafen auf seine nackte Haut und sie stachen schmerzhaft. Er schüttelte den Kopf und raunte leise: »Nicht mit mir.« Mehrmals wiederholte er den kurzen Satz. Deutlich spürte er, wie sein Herz sich aufbäumte, vor aufkeimender Wut und Zorn, geboren aus der Hoffnungslosigkeit. Die langen und knochigen Finger ballten sich zur Faust, schlugen wieder und wieder gegen das störrische Holz und es machte ihn nur noch wütender, dass sich die Tür nicht einen Millimeter bewegte. Sein Herz pochte wild in seiner Brust und schmerzte dabei schon fast, er erinnerte sich an die Kälte der letzten Nacht und seinen sehnlichen Wunsch, Wärme zu spüren. Nur ein wenig Hitze, ein kleines Feuer, um die



müden Knochen zu erfreuen. Die Kälte aber war allgegenwärtig und sie nahm immer mehr von ihm Besitz ein.

Stetig zitterte er und der schmerzende Schauer des Frostes durchfloss ihn. Ein Kribbeln war deutlich in seinen Händen zu spüren. Er stemmte sich gegen das eisige Element und stellte sich die wohltuende Hitze eines Feuers vor. Das Kribbeln wurde stärker und er griff abermals an den Knauf, riss und rüttelte immer mehr an ihm. Er zentrierte all seine Wut, seinen Zorn auf diesen kleinen metallischen Türknauf. Wie im Wahn machte er weiter und bemerkte nicht einmal, wie kleine Flammen seine Finger umgaben, wie sie aufloderten und den Knauf einnahmen. »Ich gebe nicht auf!«, schrie er in den aufkommenden Sturm. »Niemals!«

Seine Augen waren geschlossen. Er verspürte keinerlei Schmerz, keine Wärme, nichts dergleichen und es war, als wäre das Feuer um seine Finger nicht da. Ein Blitz ging in der Ferne zu Boden, der Knall ließ ihn aufschrecken und er zuckte zusammen. Die Tür schwang auf. Ungläubig starrte er auf den dunklen Einlass und richtete dann seinen Fokus auf das Metall in seiner Hand. Der Knauf war noch warm und glühte leicht, aber er hatte sich der Form seiner Hand angepasst. Hitze hatte das Schloss zum Schmelzen gebracht.

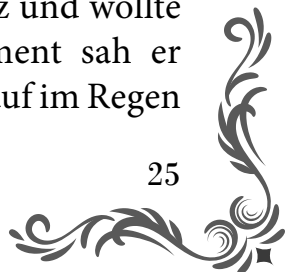


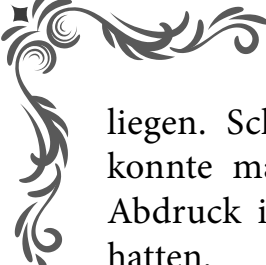
Schwarze Stellen am Holz der Tür zeugten ebenso davon.

Erschrocken ließ er das Metall fallen und es rollte ein Stück zur Seite, bevor es unweit neben ihm liegen blieb. Die immer stärker ins Bewusstsein strömende Kälte und Nässe half ihm, sich erneut an die Realität zu klammern und eilig tat er die letzten Schritte nach vorne in die Hütte. Sie bestand nur aus einem Raum, doch das war ihm absolut gleich. Es war trocken und der Wind hatte keine Chance mehr. Der Rest zählte nicht.

In der Ecke fand er in einer Truhe einfache Kleidung. Eine Hose, ein Hemd und leichte Schuhe, die ihm ein wenig zu groß waren. Außerdem eine Kutte, mit unzähligen Flickern und mehreren Löchern, aber aus einem warmen Stoff, weswegen er es schnell überzog. Ideal für die Nächte.

Erleichtert lehnte er sich gegen einen Pfosten, der das Dach hielt, und beruhigt blickte er nach draußen durch die immer noch offen stehende Tür. Es war ein gänzlich neues Gefühl für ihn bekleidet zu sein. Warm und sicher. Er war nicht mehr schutzlos der Witterung ausgesetzt. Die Tür schlug umher, getrieben vom stärker wehenden Wind. Es pfiff bereits unheimlich um die Ecken. Entschlossen griff er das schwere Holz und wollte die Tür zudrücken. In diesem Moment sah er durch den schließenden Spalt den Knauf im Regen





liegen. Schwarz von Ruß war er und deutlich konnte man erkennen, wie seine Finger einen Abdruck im geschmolzenen Metall hinterlassen hatten.

Mit letzter Kraft schloss er die Tür nun ganz und lehnte sich erschöpft gegen sie. Ungläubig hielt er sich die Hände vor das Gesicht. Wie auch immer dieser Knauf verformt wurde, es musste eine große Hitze dabei gegeben haben. Doch wenn es so war – wieso hatte er dann keine Brandwunden? Erst jetzt bemerkte er, dass seine Finger vollkommen heil geblieben waren.

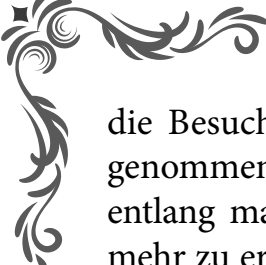


Kapitel 2 - Danris und Rantik

So angenehm die trockene Nacht auch gewesen war, so behaglich die warmen Kleider sich anfühlten, ihm blieb kaum eine Wahl, als die Hütte bald wieder zu verlassen. Vorräte hatte er keine gefunden und auch in der nahen Umgebung war, außer ein paar Wurzeln nichts Essbares zu finden. Mit zitternden Händen griff er nach der harten Pflanze und begann auf ihr zu kauen, um wenigstens das Gefühl von einem gefüllten Magen zu erhalten.

Von der Küste und den Dünen, in denen die Hütte stand, wandte er sich landeinwärts. Ein Ziel hatte er nicht. Menschen finden, vielleicht auf das Erbarmen einiger Bauern oder Händler hoffen. Möglicherweise würde ihn auch jemand erkennen. Dies verlangte sein Inneres wohl am stärksten.

Er folgte einem kleinen schmalen Pfad, den

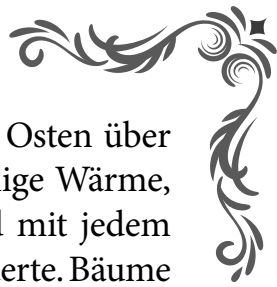


die Besucher oder Besitzer der Hütte wohl auch genommen hatten. Viele Male mussten sie hier entlang marschiert sein, denn kein Grashalm war mehr zu erblicken. Dichtes Heidekraut breitete sich zu beiden Seiten aus. Ein dunkelgrünes Meer, das die Gewalt des Ozeans hinter den Dünen ankündigte wie ein Herold. Das Rauschen der Wellen erstarb immer mehr und machte Platz für ein monotones Pfeifen des Windes, das von der Küste ins Landesinnere drängte. Der einsame Mann sah sich nicht mehr um.

Allmählich änderte sich die Landschaft, die Büsche wurden höher und Bäume begannen, dem Wind zu trotzen. Sie säumten eine Straße ein, die zwar nicht mit Steinen gepflastert war, aber dennoch fest genug erschien, dass Reiter und Kutscher hier öfter entlang kamen. Alles war besser als die Einsamkeit, besser als die Leere in ihm und ohne groß darüber nachzudenken, bog er nach links in Richtung Norden. Hungrig sah er in die Baumkronen, aber sollten sie einst Früchte getragen haben, so waren sie nun fort, geerntet, geraubt oder von den hiesigen Tieren verspeist.

Es knurrte und ungehalten hielt er sich den Unterleib. Seine Zunge klebte am Gaumen. Eine Trinkwasserquelle hatte er bis hierher nicht gefunden. Zweifel streckten ihren Fühler aus und er sah zurück. Sollte er umkehren?

Mittlerweile war es dunkler geworden und die



Schwärze der Nacht zog kriechend von Osten über das Himmelszelt nach Westen. Die wenige Wärme, die der Tag gebracht hatte, verschwand mit jedem weiteren Schritt, den er gen Norden wanderte. Bäume wurden zu dunklen Riesen, die ihre Finger unheilig nach ihm ausstreckten. Ein Kauz begann mit seinem unheilvollen Lied und aus der nahen Heide stiegen Nebelschwaden empor, die sich wie Geister aus der Unterwelt über die schmale Straße schoben.

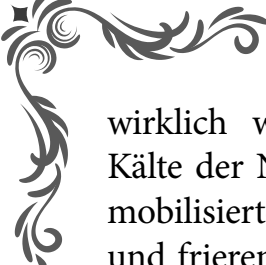
Hilflos und verlassen suchte der Wanderer zwischen den schwarzen Schattenriesen der Allee nach einer geschützten Stelle für die Nacht. Die Wurzeln boten kaum Widerstand gegen den immer frischer aufkommenden Wind und die Blätter in den Wipfeln bedeckten mehr den Boden, als dass sie noch einen Schutz gegen Regen böten.

Die Müdigkeit trieb ihn hinter einen der dunklen Stämme. Der Kopf wurde schwerer und schwerer. Das Reich der Träume rief nach ihm, leise und voller Verheißung. Es versprach ihm alles, was ihm in dieser Welt fehlte.

Benommen rieb er sich die Augen und stutzte, als er nicht weit vor ihm zwei leuchtende Punkte erkannte. Sie flackerten und glühten, wie er sich die Augen eines Drachen vorstellte. Er kniff die Augen zusammen und weitete sie dann. Es war keine Täuschung.

Unabhängig davon, was dort in der Dunkelheit



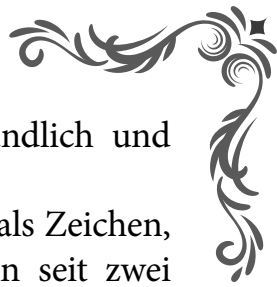


wirklich wartete, war alles erträglicher als die Kälte der Nacht und des Windes hier draußen. Er mobilisierte seine letzten Kräfte, die Beine angespornt und frierend schleppte er sich über das karge Feld. Je näher er kam, desto deutlicher erkannte er zwei Fenster, aus denen ein Wärme versprechendes Feuer schimmerte.

Es kam ihm nicht in den Sinn, dass man ihn dort wieder vertreiben würde, zur Not würde er sich in die Scheune schleichen, sollte es eine geben. Im Schein der Fenster konnte er nur wenig erkennen. Er kletterte unbeholfen über einen grob zusammengenagelten Zaun und marschierte weiter in Richtung des Gebäudes. Der kleine Bauernhof besaß zwei Gebäude. Ein Stall, aus dem er das leise Muhen einer Kuh hörte und das Haupthaus, welches einfach, aber groß genug erschien, um eine kleine Familie aufzunehmen.

Erschöpft erreichte er die Tür, ballte die Hand zur Faust und klopfte. Keine Erwiderung. Er überlegte und klopfte ein weiteres Mal. »Bitte, werte Bauersleute, ich bin ein einsamer Wanderer!«

Dieses Mal hörte er nach einem kurzen Moment Schritte, die sich der Tür näherten. Langsam öffnete sich ein Spalt und im Schein einer Laterne erkannte er das Gesicht eines Mannes, das noch jung war, aber reifer als das eines Kindes. Die wachen grünen Augen musterten den Fremden.



»Was wollt Ihr?«, sprach er unfreundlich und abweisend.

Der müde Wanderer hob die Hände als Zeichen, dass er unbewaffnet ist. »Bitte, ich bin seit zwei Nächten unterwegs, habe nichts gegessen und getrunken. Ich friere, habt Erbarmen!«

»Hat man Euch überfallen?«

»Ich weiß es nicht!«, führte er ehrlich an. »Ich erwachte vorgestern am Strand ...«

Der Bauer begann, die Tür zu schließen und reaktionsschnell griff der Wanderer in den Spalt. »Bitte, ich weiß nicht, was davor war, ich kenne nicht einmal meinen Namen.«

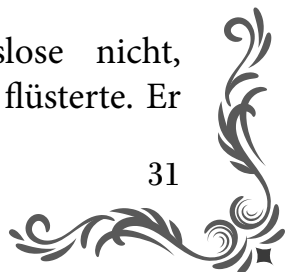
»Ehrlich?«

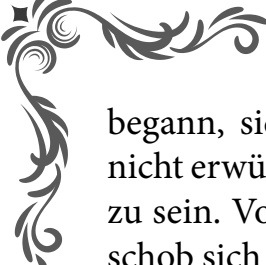
Er nickte. »Ja!«, wisperte er leise. Der Bauer sah zur Seite, runzelte die Stirn und nickte nach einer gefühlten Ewigkeit. »Kommt herein!«, sprach jener und öffnete die Tür.

Wohltuende Wärme strömte dem Frierenden entgegen, verdrängte die Kühle aus seinen Kleidern und Muskeln. Zurückhaltend sah er sich um. Es war ein einfaches Haus, wie man es für einfache Bauern erwarten konnte. Der fremde Mann ging vor, öffnete eine Tür und sofort hörte man die helle Stimme einer Frau: »Wer war es?«

»Nun ...«

Mehr verstand der Erinnerungslose nicht, denn man dämpfte die Stimmen und flüsterte. Er





begann, sich unwohl zu fühlen, denn er glaubte, nicht erwünscht – oder mehr noch – nicht geduldet zu sein. Vorsichtig lugte er in den erhellten Raum, schob sich allmählich ins Licht und nickte der Frau des Hauses zu.

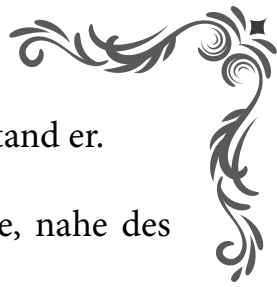
»Ich ... will keine Umstände machen, mich nur ein wenig aufwärmen und vielleicht einen Teller Suppe, falls Ihr diesen erübrigen könnt.« Während er sprach, streifte er die Kapuze der Kutte ab, um den Bauersleuten sein Gesicht zu offenbaren. Es sollte ein Zeichen des Vertrauens sein und es hatte die erhoffte Wirkung.

Seufzend erhob sich die Frau und wischte sich die Hände an der Schürze ab. »Setzt Euch, Ihr seht nicht aus wie ein Mann, der kräftig genug ist, uns etwas anzutun.«

Eilig verschwand sie in den nächsten Raum, aus dem ein deftiger Geruch in die Stube strömte. Der Bauer deutete auf einen Stuhl, auf dem der Mann Platz nahm und die rauen Hände auf den Tisch legte.

»Ihr wisst nichts mehr?«, fragte der Besitzer des Hauses nochmals nach.

Der Wanderer nickte stumm. Ihm war unbehaglich, wenn er darauf angesprochen wurde, wobei er nicht wusste, ob es die Tatsache an sich war, die ihn störte, oder aber das Unwissen, sich den Umstand nicht erklären zu können.



»Ich erwachte nackt am Strand«, gestand er.

»Nackt seht Ihr nicht aus!«

»Ich fand die Kleider in einer Hütte, nahe des Ortes, an dem ich erwachte.«

Der Blick des Bauern ruhte fest auf dem Wanderer, der offen zurücksah.

»Eure Augen, sie zeugen von einer Leere in Euch«, sprach sein Gastgeber schließlich und setzte sich zu ihm. »Ich bin übrigens Rantik und mein Weib ...«

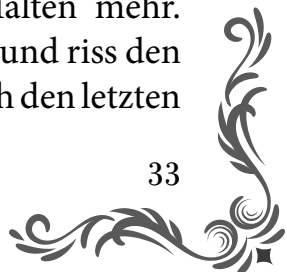
»Kann sich selbst vorstellen, wenn sie meint, dass es richtig ist!«, fiel ihm die Bauersfrau ins Wort. Sie hatte eine kleine Schüssel Suppe mitgebracht und dazu einen kleinen Kanten Brot. »Esst, bevor sie kalt wird!«


Ungläubig starrte er auf den Teller. Ein deftiger Duft kräuselte sich empor, kitzelte sanft seine Nase. »Sie riecht wunderbar und ich glaube, ich kann behaupten, dass ich mich nicht erinnern kann, jemals eine bessere Suppe gerochen zu haben.«

Lächelnd nahm er den ersten Schluck.

»Danris, ich bin Danris«, gab die Bäuerin mit einem Mal von sich preis und setzte sich bei Rantik auf den Schoß.

Nachdem der erste Löffel Suppe gegessen war, kannte der dankerfüllte Gast kein Halten mehr. Gierig löffelte er die heiße Köstlichkeit und riss den Kanten Brot in Stücke, um am Ende auch den letzten





Rest aus der Schüssel zu bekommen. Während der gesamten Zeit sprach er kein Wort. Erst als seine Hände den Bauch zufrieden streichelten und er sich zurücklehnte, widmete er sich dem Pärchen.

»Das war sehr gut, ich danke Euch«, zeigte er sich erkenntlich. »Es gibt mir Hoffnung, wenn es solch gute Bauersleute wie euch in dieser Welt gibt.«

Danris winkte ab. »Es war nur Suppe. Und wie sagen die weißen Priester immer? Gib und du wirst bekommen!«, lächelte sie und räumte den Tisch ab.

Sie war kleiner als Rantik, mit kräftigen Armen und Beinen sowie einem ausladenden Becken. Sie war nicht schlank, aber auch nicht dick und die Haare trug sie grob unter einem Tuch zusammengebunden. Der Bauer musste sie sehr lieben, zumindest deutete der Wanderer dessen Blick so, als sie in der Küche verschwand.

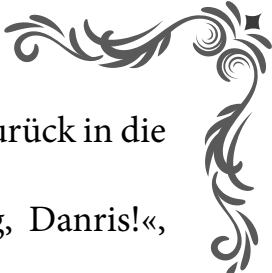
»Du kannst in der Scheune schlafen. Willst du morgen weiter?«

Die vertrautere Anrede tat ihm gut. »Ich weiß nicht, was ich will oder wohin. Es ist schwarz und leer da oben«, sprach er langsam und deutete auf seinen Schädel.

»Muss sonderbar sein«, murmelte Rantik. »Sich an nichts mehr erinnern zu können.«

Der Wanderer nickte leicht. Der Bauer ahnte nicht einmal, wie leer man sich dabei fühlte.

»Vielleicht sollte er den Körpermagier im Dorf



aufsuchen!«, schlug Danris vor, als sie zurück in die Stube kehrte.

»Der ist auf dem Weg zum Herzog, Danris!«, tadelte Rantik sein Weib.

»Aber er wird wieder kommen und solange wartet er eben hier. Er kann dir helfen!«

»Verzeiht«, unterbrach er die beiden. »Was hat es mit diesem Körpermagier auf sich?«

Rantikschmunzelte. »Du hast offenbar überhaupt keine Ahnung mehr, oder? Er kann heilen, vielleicht kann er dir deine Erinnerungen zurückgeben. Aber niemand weiß, wie lange er fort sein wird. Die Welt ist verrückt geworden ... wie der Himmel, alles ist grau und trist.«

»Sind die Wolken immer da?«

Danris nickte. »Ja, seitdem ich denken kann.«


»Aber das ist nicht alles. Die Herzöge bekriegen sich ständig. Immer und überall muss man aufpassen und hoffen, dass man nicht zwischen die Fronten gerät. Nein, Unbekannter, diese Zeiten sind nicht minder leer und erschreckend wie dein Schicksal.«

Betroffen sah der Wanderer sich um. »Ich werde morgen weiter reisen und eure Gastfreundschaft nicht weiter ausnutzen, vielleicht habe ich Glück, vielleicht nicht, aber eines vergesse ich nie ...«

»Und das wäre?«, fragte die Bauersfrau.

»Die erste Suppe«, lächelte er freundlich zurück





und hielt sich kurz danach die Hand vor dem Mund, weil er gähnen musste.

Danris senkte verlegen den Blick. Immerhin ein paar nette Worte konnte er geben, wenn er schon kein Geld als Gegenmittel besaß. »Es gäbe auch eine Kammer ...«, begann sie, aber der Wanderer unterbrach: »Nein, die Scheune ist absolut ausreichend, ich möchte nicht mehr stören, als ich es ohnehin schon tat.«


»Ich bringe dich rüber«, bot Rantik an, aber auch dieses Angebot lehnte er ab. »Bitte, ich finde den Weg.«

»Aber wir dürfen dir morgen noch ein wenig mitgeben? Wasser und ein wenig Proviant?«

Er holte tief Luft, nickte aber dann. »Ja.«

Es würde eine Zeit kommen, in der er zurückkam und diesen Menschen, die ihm die erste Suppe des neuen Lebens gaben, für ihre Hilfsbereitschaft entlohnen würde. Er war gerade bei der Tür angelangt, als Danris nochmals aufsprang, in dem Kasten unter einer Bank eine Decke hervorholte und sie dem Wanderer reichte. »Es wird langsam kalt«, lächelte sie ihn an, bevor sie sich ihrem Gatten zuwandte.

»Danke, für alles!«, gab er den beiden noch mit, bevor er eine gute Nacht wünschte und er die paar Schritte über den Hof eilte, um nur kurz danach ins warme Stroh zu sinken. Die Decke war mehr als



nur eine Geste, sie wärmte, sie war ein Schatz. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht fielen die Augen zu und er sank in einen tiefen Schlaf.

Ein Schrei weckte ihn auf. Erschrocken sprang er auf und lauschte in die Nacht hinaus. War das Danris gewesen? Der Wanderer hörte das Schnauben von Pferden, die metallischen Klänge des Halfters und der Zügel. Es gab keinen Zweifel. So leise, wie das Stroh es ihm ermöglichte, pirschte er sich zur Stalltür und spähte hinaus. Er glaubte, die Umrisse von vier Pferden zu erkennen.

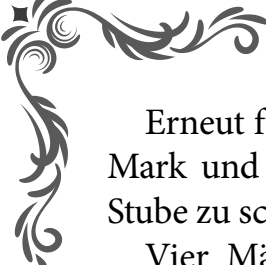
Aus dem Haus drang lautes Gepolter, etwas ging zu Bruch und kurz danach hallte erneut ein Schrei über den kleinen Hof. Danris! Aber was war mit Rantik? Sein Magen krampfte, nervös und mit immer größer werdender Angst schlich er aus dem Stall, verschwand im Dunkel der Nacht und eilte in einem großen Bogen zurück zum Haupthaus.

Wenn die beiden Hilfe benötigten, musste er etwas tun!

Immer deutlicher hörte er Stimmen aus dem Haus dringen.

»Los schaff Essen heran!«

Sein Herz schlug ihm bis zum Hals. Die Stimme klang dunkel und kalt. Hätte er raten müssen, so wäre er davon ausgegangen, dass der Mann, dem diese Stimme gehörte, schon viele Leben genommen hatte.



Erneut fuhr der Schrei der Bauersfrau ihm durch Mark und Bein und ängstlich versuchte er, in die Stube zu schauen.

Vier Männer erkannte er. Sie trugen allesamt die gleiche Rüstung, einfache Kettenhemden und blaue Umhänge. Die Helme hatten die Form eines Bärenschädels und waren achtlos auf den Tisch geworfen worden. Rantik lehnte an der Wand und die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Einer der Männer hatte seinen Dolch an seine Kehle gelegt und man brauchte kein Wahrsager zu sein, um in dessen Augen zu erkennen, dass es ihm nach Blut düstete.

Danris kam aus der Küche wieder. Sie trug einige Schüsseln mit sich. Kreidebleich war das Gesicht, die Augen rot vom Weinen und ihre Haare hingen zerzaust an ihr herab.

»Man könnte meinen, das Weib ist zu dumm, um unseren Hunger zu verstehen!«, lachte einer der vier.

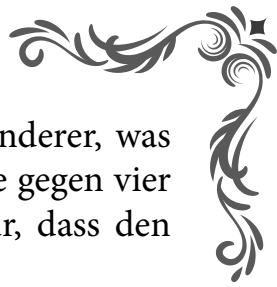
»Lasst sie in Ruhe!«, zischte Rantik in einem Anflug von Mut.

»Was hast du gesagt?«, fuhr ein anderer ihn an. »Willst du uns vorenthalten, was uns zusteht!«

Danris sah zu ihrem Gatten und schüttelte leicht den Kopf.

»Sprich!«

Der Bauer schluckte. Die Lippen bebten und

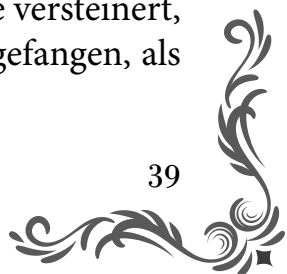


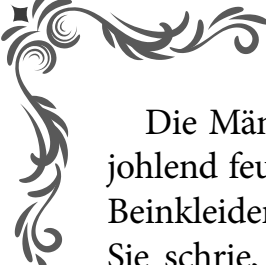
draußen am Fenster überlegte der Wanderer, was er nur tun sollte. Er hatte keine Chance gegen vier bewaffnete Reiter und so hoffte er nur, dass den beiden nichts Schlimmes widerfuhr.

Es war wie ein bitterer Schlag in den Magen, als er hilflos mit ansehen musste, was folgte. Während ein zweiter Soldat zu Rantik trat, packte einer Danris, drückte sie gegen die Wand und leckte ihr in einer abartigen Version eines Kusses über die Lippen. Forsch legte jener die Hand auf ihre Brust und erstickte den Schrei der Frau, indem er die behandschuhte freie Handfläche auf ihren Mund drückte.

Rantik versuchte loszukommen, wollte seiner Frau helfen, aber die beiden hielten ihn fest bei den Armen. Voller lechzender Gier packte der eine das einfache Kleid der Bäuerin, riss es hinab und im Wahn ließ er die übrigen Stoffe folgen. Verschämt und ängstlich versuchte Danris, ihre Nacktheit zu verbergen.

Sie wimmerte, flüsterte leise Gebete und war hilflos dem Willen der unerwünschten Gäste ausgeliefert. Heftig warf der eine Kerl sie gegen den Tisch, sprang ihr nach und umklammerte sie von hinten. Seine Hände strichen über den Frauenleib. Dem Wanderer wurde übel. Er war wie versteinert, in seiner Angst um das eigene Leben gefangen, als dass er irgendetwas tun könnte.



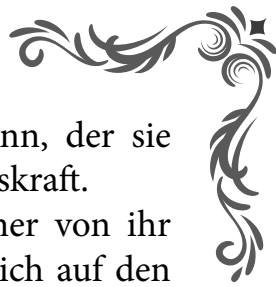


Die Männer drückten Danris auf den Tisch und johlend feuerten sie ihren Kameraden an, der seine Beinkleider fallen ließ und heftig in Danris drang. Sie schrie, klammerte sich an die Tischplatte und Tränen erstickten ihre Schreie. Rantik schüttelte sich. Sein eigenes Leben war ihm gleich, aber nicht das seiner Frau, an der sich die Männer vor seinen Augen vergingen. Er spuckte den Männern ins Gesicht, riss sich mit aller Macht los und wollte zu Danris.

Er erreichte sie nicht mehr. Das Schwert eines der Männer schob sich durch den Brustkorb des Mannes, der auf die Knie ging. Er japste um Luft, keuchte und versuchte mit den letzten Reserven seines Lebens die Hand seiner geliebten Danris zu erreichen. Blut quoll aus dem Brustkorb und befleckte den Boden. Danris schrie! Sie weinte und versuchte die Hand nach Rantik auszustrecken. »Nein!«, wimmerte sie wieder und wieder, doch als ihre Finger die Hand des Bauern berührten, brach er leblos zusammen.

Trauer und Panik drohten den Wanderer zu übermannen. Er kämpfte mit sich, seiner Wut und der Verzweiflung. Danris – ihr musste er doch helfen können, aber ernüchternd musste er feststellen, dass jede Idee sinnlos war.

Er stumpfte ab, die Geschehnisse in der Stube rauschten an ihm vorbei. Danris keuchte vor Schmerz. Unzählige Tränen rannen über ihre



Wangen und mit jedem weiteren Mann, der sie nahm, verlor sie ein wenig mehr Lebenskraft.

Grunzend ließ der letzte der Männer von ihr ab, gab sie frei und sie warf sich sogleich auf den Leichnam ihres Mannes. Sie nahm den toten Körper in ihre Arme, küsste seine Stirn und wiegte ihn hin und her. Verzweifelt schluchzte sie und zitterte, sodass ihr gesamter Körper bebte.

»Bringt das Weib zum Schweigen!«, befahl einer der Männer. »Und dann sucht alles, was brauchbar ist, ladet es auf und dann zündet das Dreckloch an!«

Skrupellos riss man die entblößte Frau am Haarschopf in die Höhe, zog die scharfe Klinge des Dolches über ihre Kehle und ließ sie fallen. Danris röchelte und als ihr Blut sich mit dem von Rantik vermischte, wurde sie auf traurige Weise wieder mit ihm eins.

Fassungslos starrte der Erinnerungslose in die Stube. Er verstand es nicht, wohl aber waren die Worte der Männer in seine Ohren gedrungen, dass sie den Hof absuchen wollten. Er musste hier weg, jetzt und das schnell!

Vollkommen in Panik und in Angst um das eigene Leben rannte er in die Finsternis hinaus.



